

Ein Stück Paradies - in Bern : der Botanische Garten

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 29

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640965>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Stück Paradies — in Bern der Botanische Garten

Nach einer langen, schweren Krankheit betrat ich das erstmal den botanischen Garten. Noch sehr erschöpft, spendete mir eine Bank unter einer großen Traueresche Erholung. Mein Spital lag in der Nähe dieser schönen Stätte, sodaß sich täglich meine Spaziergänge dorthin wiederholten.

So kam ich bald zu der Erkenntnis, daß dieser tägliche Aufenthalt in diesem Kleinod zu meiner völligen Wiederherstellung beitrug.

— Jahre sind vergangen —

Der Berner Botanische Garten ist mir eine liebe Gewohnheitsstätte geworden, und aus einem tiefen Dankgefühl heraus bildet sich meine kleine Blauderei.

Von Natur aus bin ich ein Freund der Flora. Umso leichter wurde es mir, all die Liebe und Pflege anzuerkennen, die dazu gehört, um den Bernern und Fremden dieses Stück Erde zu erhalten. Die erste Visitenkarte, die uns der botanische Garten überreicht, ist die schöne Eingangstür in einfacher, schöner Form, ein Zeuge Berner Handwerker Kunst.

Knapp sind wir die ersten Schritte abwärts, lächeln uns



Eingang

schon die ersten bunten Blüten in weiß-grün, gelb und lila an. In künstlerischer Anordnung liegen die Gruppen mit ihren Lateinstäbchen, dem Nichtkenner zum gründlichen Studium vor der Nase.

Ein Schritt weiter, eine neue Welt — Kakteen, immer wieder Kakteen, diese lustigen Burschen in ihren grotesken Formen,



Indisches Blumenrohr



Seerosen-Kreuzung

Windungen, Spreizungen, Vertnorpelungen und plötzlich mitten darin ein schlanker Bursche. O diese köstlichen stacheligen Gesellen, und wie wunderbar wirkte auf einem dieser Brüder eine faustdicke rote Blüte.

Eine innere Beschaulichkeit führte mich zu einer Bank; beim Anblick der Palmenwelt gehört nicht viel Phantasie dazu, zu glauben, an der Küste Ceylons zu weilen.

Beim Eintritt in eines der Treibhäuser gruppieren sich wieder Kakteen, hohe und niedrige, gerade und krumme. Zwei Berner Schülerinnen sitzen mit einem Zeichenblock und zeichnen, anscheinend geben diese borstigen Gesellen dem zarten Geschlecht viel Arbeit. — Nie vergesse ich die rosafarbene Blüte eines Bananenbaumes im großen Palmenhaus.

Ein Gang durch dieses Palmenhaus mit seiner tropischen Wärme könnte uns in einen Urwald verjagt glauben machen, denn die herunter hängenden Geäste ähneln lauenden Schlangen.

Dort im Teich will sich eine weiß-rote Wasserrose entfalten: ihr Porzellanschild besagt eine *Nymphaea gloriosa* = Seerosenkreuzung.

Auf dem Wasser spiegeln sich die Schatten der hoch beschwingten Palmen.

Nicht an der Küste Ceylons, sondern im Botanischen Garten Berns



Farbenfreudige kleine Mauerblümchen



Kakteen

Plötzlich verrät ein zarter Duft weißer Blüten Syringen oder japanischen Flieder.

Immer wieder neues Blühen, neues Leben; wie könnte man fertig werden.

Hier ist die Alpenflora, die sich charaktervoll auf Anhöhen aneinander gliedert. Und dort ist eine Extra-Abteilung von Arzneipflanzen. Wer kennt sie alle? Geht hin und schaut.

Wie manche Berner Hausfrau mag neidisch im Gemüsegarten Umschau halten. Prachtsexemplare von Rabis bewunderte ich besonders.

Wie köstlich wirkt die „Douche“, ein kleines Bronze-Kunstwerk, die an warmen Tagen regenbogenfarbene Strahlen der Erfrischung bietet.

So könnte man zu jeder Jahreszeit den Berner Botanischen Garten neu beschreiben, neu bewundern. Hier lebt eine Welt mit natürlichen Gesetzen, das ewige Kommen und Gehen.

(„Fahrt ohne Ziel“, Fortsetzung.)

Der Detektiv lachte.

„Schärfe des Blicks und Schärfe des Geistes; beide können mal versagen, glauben Sie es mir, mein lieber Herr Weindall! Aber wir wollen es dabei belassen, daß das Taschentuch erst später in Ihre Kabine gelangte. Kann es denn nicht die Stewardess verloren haben? Wollen Sie mir mal das Tuch zeigen?“

Ich griff in die Brusttasche und zog das Taschentuch hervor. Im gleichen Augenblick durchzuckte es mich, mit welcher Selbstverständlichkeit Petitjean angenommen hatte, daß ich Milicas Taschentuch bei mir trug. Ich glaube, ich bin rot geworden.

Falls Petitjean es sah, so besaß er genügend Feingefühl, um zu tun, als hätte er nichts bemerkt. Er beugte sich über das kleine Tischlein, dem noch immer ein leiser Duft entschwebte. Er schnupperte daran.

„Wissen Sie auch bestimmt, daß es Fräulein Borgholm gehörte?“ fragte er.

Ueberrascht sah ich ihn an. „Aber ich bitte Sie, wem sonst könnte es gehören . . .?“

„Der Stewardess zum Beispiel!“

„Aber das Monogramm und das mir nur allzu bekannte Parfüm?“

„So, das Monogramm! Muß der ‚M-Buchstabe‘ unbedingt Milica bedeuten? Könnte es nicht ebenso gut Mary sein? Mary Emerencia Wilson? Das Taschentuch ist aus einem guten Seidenbatist; es mag drüben in den Staaten vielleicht einen Dollar gekostet haben. Bestimmt auch für eine Schiffsangestellte kein unerschwinglicher Preis . . .“

„Aber das Parfüm?! Es ist Fräulein Borgholms Parfüm; ich schwöre es Ihnen!“

Petitjean schnupperte abermals an dem Taschentuch. „Es ist ein ganz teures Parfüm! Davon verstehe ich was; mein Bruder hat in Grasse eine kleine Parfümfabrik. Die Stewardess konnte sich so etwas Teures kaum leisten. Auch hieße es, die Frauenpsyche nicht kennen, wollten wir annehmen, Fräulein Borgholm hätte ihrer Jose eine Flasche ihres eigenen Parfüms geschenkt, das tut keine Frau! Aber, von zehn Josen benötigen neun heimlich — die Parfümflasche ihrer Herrin . . .“

Das Rätsel von dem Tode des Millionärs J. B. Lawrence war somit gelöst. Es war das Verdienst des Herrn Leon Petitjean, eines skurrilen Privatdetektivs in einer vorderasiatischen Stadt; ihm gehörte mein und Milicas Dank.

„Herr Petitjean“, begann ich, „Sie haben mir und Fräulein Borgholm und nicht zuletzt der Gerechtigkeit einen großen Dienst erwiesen. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, und was Ihr Honorar anbelangt — —“

„Das überlassen Sie nur Buonavoli“, unterbrach mich der Detektiv. „Ich handelte in seinem Auftrage. Und wenn ich für Sie noch etwas tun kann, bitte verfügen Sie über mich.“

Seine letzten Worte brachten mich auf den Gedanken, mich ihm in der Geschichte mit Bolton anzuvertrauen.

Als Petitjean hörte, daß ich seinen Rat brauchte, schlug er mir einen kleinen Spaziergang vor.

Wir verließen seine Wohnung. Es war eine wundervolle Nacht. Eine jener zauberhaften arabischen Nächte, die an ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht erinnern. Ein schwarz-blauer Himmel, von Myriaden Sternen besät, wölbte sich über die lautlosen, ausgestorbenen Gassen.

Wortlos wanderten wir dem Hafen zu.

Ein lauer, samtweicher Wind liebkoste unsere erhitzten Gesichter. Ein stilles Glücksgefühl, wie ich es seit langem nicht mehr empfunden, hatte sich meiner bemächtigt.

In dem Maße, wie wir uns dem Hafen näherten, zerstob die Stille der Nacht und mit ihr der so wunschlos glückliche Seelenzustand. Der Mensch ist ein sonderbares Geschöpf. Kaum hat er eine große, feine „einzige“ Sorge von sich gewälzt, da läßt er sich bereits von anderen packen.

Es ist, als ob die eine Sorge bloß wiche, um der nächsten Platz zu machen. „Nun sind Sie an der Reihe, Kollegin Sorge.“

Wir fanden eine verhältnismäßig ruhige Café-Terrasse und ließen uns nieder. Aus einem benachbarten Lokal drangen die Klänge eines Akkordeons zu uns. Manchmal hörte man eine rauhe Männerkehle in die satten, chromatischen Töne des Instrumentes einfallen: „Une Jivi-Java . . .“

Wir tranken einen Apéritif, eines jener angeblich appetitanregenden Getränke, die mir stets den Magen verdarben. Aber nach Frau Petitjeans Kinderrouladen war es sowieso gleichgültig.

War die warme Nacht oder das Getränk an meiner plötzlichen Gedankenträgheit schuld?

Es kostete mich gewaltige Anstrengung, mich aufzuraffen und dem aufmerksam lauschenden Detektiv die Geschichte von Bolton und den von Williams nach Europa gebrachten Juwelen in aller Ausführlichkeit zu erzählen. Selbstverständlich verschwieg ich Petitjean meine Kenntnisse oder richtiger meine Mutmaßung über das Versteck der Schätze. Dies war nicht allein mein Geheimnis.

Als ich meinen Bericht beendet hatte, bemerkte Petitjean: „Nach dem, was Sie mir berichtet haben, glaube ich, die Rolle, die Bolton in der Sache spielt oder spielte, ziemlich klar zu sehen. Der Mann war ein Abgesandter der Bande, die Williams einst befehligte. Williams hat, dies ist kaum zu bezweifeln, nicht nur vor den Behörden Reißaus genommen, sondern auch vor seinen eigenen Leuten.“

„Sie meinen also, daß Bolton den ‚Rächer‘ spielen sollte!“ rief ich.

Ich verstand plötzlich, was Milica mit den Worten „Gut, daß Williams nicht mehr lebt!“ meinte, als sie Boltons wahre Identität von mir erfuhr.

„Möglich und sogar wahrscheinlich, daß Bolton den Auftrag hatte, Williams zu beseitigen“, beantwortete Petitjean meine Frage. „Sicher ist, daß er nach Europa kam, um die Schätze, die Williams auf seiner Flucht mitgenommen, dem untreu gewordenen Bandenchef wieder abzugeben. Denn, wenn Verbrecher wie Williams auch große Macht über ihre Untergebenen besitzen, sind sie andererseits in einem gewissen Sinne Gefangene ihrer eigenen Leute.“

Ein Gangsterhauptidee kann sich nicht zurückziehen wie ein reich gewordener Fabrikant. Die Tätigkeit jener Leute, wir haben da genug Beispiele erlebt, endet erst an dem Tage, da sie eine Kugel niederstreckt. Williams war bestimmt nicht der erste seines Zeichens, der plötzlich die Sehnsucht empfand, die ‚Früchte‘ seiner gefährlichen Tätigkeit in irgendeinem fernen Lande in Ruhe zu genießen. Fast keinem ist der Wunsch in Erfüllung gegangen — auch Williams nicht.“

„Williams starb eines natürlichen Todes“, bemerkte ich. „Soweit ein Tod natürlich ist, wenn ein Mensch bei einer dramatischen Begegnung einen Herzschlag erleidet! Williams muß es zweifellos gewußt haben, daß man ihm auf der Spur war. Daß Bolton sein Verfolger war, muß ihn in eine panische Bestürzung versetzt haben. Vielleicht waren die beiden schon von früher her verfeindet. So lange Williams der ‚Chef‘ war,